

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 161 Sonnabend, den 24. Juli 1920

Meerkatz.

Roman von
Fedor von Zobeltitz

Handlung verboten.

Wieder ein stappern und Altern, ein paar leise Schritte und ein heftiges Jurecken der Tür. „Das ärgerte Falkenstein. Schon wollte er aufspringen und dem Mädchen ein großes Wort nachrufen. Aber er ließ es. Wozu sich die Stimmung zerbrechen? — Er verfasste sich wieder in sein Manuscript. Gerade diese letzten Kapitel, die den Höhepunkt des Stofflichen und den Höhepunkt der inneren Entwicklung brachten, schienen ihm gut gelungen. Sie und da jetzt er, wo ihm die Ausmalung des Zuständlichen zu breit erschien — und dann wurde er plötzlich die Feder fort und schlug den Kopf in die Hände. Es war merkwürdig: die junge Heidin seiner Erzählung hatte eine entzündete Keimhaftigkeit mit Antia bekommen. Als eine frühe Natur, in der sich erst aus Widersprüchen eine individuelle Bildung formt, hatte er sie von vornherein angelegt. Dann aber waren unendlich Äuße der Weltlichkeit Antias in diese Natur geflossen: ihre Neigung zu einer tiefen, tiefen Einsichtung des eigenen Ich, das Hinunterdrücken von Weltlichkeit und Härte, das Hinzuwachsen über selbstige Anfangsinstanzen zu höherer Jenseit. Auch den Vertritt im Walde, den Schmetterfluren und den Chamaeksaufbau hatte er verwerlet. — Und nun überlegte er: ging denn das an? War es nicht eine bewusste Indiskretion? — Nein, bewußt war es nicht. Die Erinnerung war ihm in die Feder geflossen — sie packte ihn auch jetzt wieder. Die Erinnerung an den dampfenden Frühlingwald mit seinen grünen Lichtern und Bogenföhnen — und an den Wehlauf, der so unerwartet an sein Ohr geschlagen — und an den tropischen Mädchenleib, den er umschlungen hatte. Und an den raschen Gedankenflücht: es ist ja noch ein Kind, das du in den Armen hältst. Dann kam das Gedächtnis. Ein seltsames Mädchen. Diese Verflorenheit in ihrer Entwicklung, der Drang nach Freiheit, die Erweiterung des Lebens inmitten trantastischer Zustände, das lächerliche Wollen aus der Gebundenheit heraus, die tragische Instabilität veranlaßt hatten! Es war zweifellos: die anziehende Willkür im Charakter Antias war von einem gewaltigen Ernst getragen. Alle Hemmungen in ihr waren zugleich Schwingungsvorteil; sie befaß den Mut zur Kraft, der zum Heroismus werden konnte wie in den Jahren ihres Krankeleins. Aber sie litt noch unter den Verhüllungen einer feilschen Unruhe, die zuweilen zu falschen Affekten führten... genau so wie bei meiner Heidin, sagte Falkenstein.

Da griff er wieder zur Feder und begann zu schreiben. Er arbeitete fleißig. Gütlich empfand er die Ruhe vor ihm. Das neue Kapitel brachte die Schilderung eines Wirtshaus und eines großen Jagdabenteuers: Verhältnisse, die er kannte. Nur zwischen Rodie die Feder dann hatte er die Verführung des Jurecks. Und davor wollte er sich halten. Es war der Fehler der meisten Dramen, daß in ihnen das höchste Abenteuer und die Richtung zu kurz kam.

Die kleine hübsche Ständuhr auf seinem Schreibtisch, ein Rembrandt aus früheren Tagen, sah sich Mitternacht. Falkenstein war erkannt, daß es schon 10 hat geworden war. Er wollte eine Pause machen, stand auf, ging an das Fenster und zog die Jalousien in die Höhe, um den Mondhimmels aus dem Zimmer zu lassen. Draußen hatten die Lichtstrahlen von neuem gedehnt. Die Weidsteine war verschwunden, am Himmel hing eine große Wolke, die in der Luft schimmerte es wie von Umarmungen. Fernhin gelagert sich goldschimmernde Silhouetten: die großen Bäume des Parks. Darüber wölbte der Himmel sich in weißlichem Glanze, eine transparente Kuppel mit den abfliegenden Bronzespitzen der Sterne.

Falkenstein schlenderte seine letzte Zigarette fort. Gierig zog er die Nachtluft ein. Er sah sich einen letzten Druck in der linken Schläfe wie von beginnender Märcine. Dann

wandte er sich und griff nach seinem Hut. Er wollte auf ein Biereständchen ins Freie und wählte den kürzesten Weg. Er sprang aus dem Fenster.

Nach dem Morgenfrühstück nahm Großhufen Preshing unter den Arm und schritt mit ihm vor der Beranda auf und ab.

„Hör, Will“, sagte er, „ich habe es mir überlassen, junge Mädchen sind leicht einmal nervös. So etwas soll man nicht ernsthaft nehmen. Bitte, mache der Anita keinerlei Anspielung, daß ich gestern abend ein bißchen verstimmt gewesen bin.“

„Ich bewahre — ich denke nicht dran.“

„Auch wegen der Veröffentlichung unserer Verlobung, das werde ich mir erst noch durch den Kopf gehen lassen.“

„Natürlich — überlebe nichts.“

„Keinesfalls. Ich will einmal hören, wie es in Warnstorf steht. Also langes Hinzuwachsen hat auch seinen Zweck. Aber — na, wir werden ja sehen... Dein Hoppentstet trifft heute ein?“

„Gott sei Dank. Er ist in Alexandrowa liegen geblieben. Die Grenzbehörden haben seine Papiere machen wollen, weil ein Gaul krank geworden ist. Da wollten sie ihn loslassen, weil er nur eine leichte Drüsenanschwellung.“

„Ein lustiges Ereignis unterbroch ihn. Anita ist nun den beiden entgegen und unarme Weidsteden ohne Weiteres.“

„Hör, geschlafen, Bodo? Hast ihr das Nordlicht beobachtet?“

„Keiner der beiden wußte etwas von der Aufzugscheinung. Anita lachte sie aus.“

„O ihre Stundenuhr!“ rief sie. „Ob es ein Nordlicht war, ich meine ein reguläres, weiß ich freilich nicht. Der ganze Himmel flammte. Die Gata Morgana eines Weltbrands. Hebrigen, Vater, wir müssen zum Tierarzt schicken. Meine ist leidend und will nicht mehr Mutter spielen. Meine Wöden mianen vor Hunger.“

„Ach herrje“, sagte Preshing, „Da will ich gleich mal...“

Er war schon fort, sich die arme Anita anzusehen.

„Und wie?“ fragte Anita und hing sich an den Arm Großhufens. „Wann verläßt du ab?“

„Am vier, mein Kind.“

„Da habe ich dich noch acht Stunden. Programm: Fahrt in den Wald; das Frühstück nehme ich mit. Dann Empfang Hoppentsteds. Da müssen wir zugehen sein. Dann Mittagessen, dann Bänderständchen. Einverstanden?“

Er hielt sie fest und schaute sie beglückt an. Ihre strahlenden Augen leuchteten in Gesundheit. In ihrer Ercheinung schien die Freude des Morgens sich verkörpern zu wollen.

„Gestern abend“, sagte er, „da wehrtest du mit einem Kniff, es war dein kühlerer Tag. Hast heute noch deine Hygiene der Liebe an?“

„Mein“, rief sie und bogte den Kopf zurück. „Sieht es nicht meinam?“

„Mein Weib...“ Er umschloß sie und zog sie an sich. „Es sah aber doch einer, den sie nicht liebt. Der kam vom Wirtshaus zurück, blieb einen Augenblick stehen und wandte sich dann sofort zurück. Er war blaß geworden, und es wehte wie ein Schauer vor seinen Augen hinter dem ein glanzumfassener Mondscheintraum sich langsam in weitenloses Nichts aufzulösen schien.“

Biertes Buch.

Nun war also auch Hoppentstet wieder in seinem heimischen Neste, und man kann sich denken, daß er mit dem Gebahren einer bedeutenden Persönlichkeit auftrat. Es war ja auch keine Kleinigkeit gewesen, dieser Fiedelbetantransport von da unten her, wo die Berge des Rautofes zum Himmel wuchsen, bis in das Herz des märchenhaften Landes. Er hatte zwar gute Empfehlungen gehabt und Dolmetscher und Begleiter, aber er tat ja, als ob er alles ganz allein gemacht hätte, und wenn Dörflinger ihn fragte, ob er denn auch Russisch reden könnte,

der antiken Rennbahn erhalten ist. Seitdem blieben die Rennen in England ein nationaler Sport. Aber immerhin dauerte es bis zum 17. Jahrhundert, ehe man an eine planmäßige Zucht des Rennpferdes dachte; denn erst um jene Zeit fing man an, in erheblichem Maße orientalische Pferde einzuführen, mit der ausgeprochenen Absicht, ein Pferd für Rennzwecke zu erzielen. Von besonderer Wichtigkeit war ein Import von 30 bis 40 orientalischen Stuten, den „Mohal Mares“, die Karl II. etwa 1670 einfuhrte, und die in den Stammbäumen aller lebenden Vollblutpferde vorkommen. Schon 1691 orientierte sich im 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts 10 orientalische Hengste an, die man zur Aufzuchtung der Zucht ins Land brachte.

England war es auch, wo — im Jahre 1727 — der erste Rennkalender erschien, und wo bald darauf auch die ersten Bestätigungsaufzeichnungen aufkamen. Von da ab können wir jedes Vollblutpferd in seinen Ahnen verfolgen. Von jedem einzelnen Tier der Ahnentafel sind Abstammung und Rennleistungen aufgezeichnet, und nur ein Pferd, dessen Abstammung sich bis in diese Zeit lückenlos verfolgen läßt, gilt heute als Vollblutpferd im eigentlichen Sinne. Auf Grund dieser peinlich genaue Aufzeichnungen ergibt sich denn die überraschende Tatsache, daß von den vielen orientalischen Hengsten, die als Väter des heutigen Vollblutpferdes aufzuführen sind, schließlich infolge der systematischen Zucht nach Merkmalslinien, indem immer nur von den besten Pferden geüchtet wurde, nur drei Hengste sich in männlicher Descendenz bis auf den heutigen Tag vererbt haben. Es sind drei Stammbahnen des Araps: Ahelzy Turf, Darley Arabian und Godolphin Arabian, um die sich ein reicher Legendenkranz gekrank hat. Nebenbei romantisch ist die Herkunft aller drei. Godolphin Arabian, der als das wertvollste Rennpferd angesehen wird, das je auf dem grünen Rasen gelaufen ist, hat zwar, als es von Bey von Tunis Ende des XV. im Jahre 1731 zum Geschenk gemacht wurde, ein ziemlich verächtliches Dasein geführt. Nach mannigfachen Schicksalen kam der Hengst dann nach England, und wie die Gama zu erzählen weiß, erwarb es hier nach dem Hebeskamp mit einem anderen Hengst um eine schöne Stute darüber sein edles Blut, das sein Sprößling, den diese Stute zur Welt brachte, an Schönheit und Schnelligkeit schon als junges Fohlen alle Welt in Staunen setzte. Der Sohn brachte also den Vater zu Ehren. Aber unter dem Trümbart, von dem alle heutigen Vollblutpferde abstammen, hat allmählich Darley Arabian einen enormen Vorrang erlangt, und tatsächlich gehen etwa 90 Prozent aller Vollblüter auf diesen einen Hengst zurück. Die Weige Darley Arabians hat in der Wüste von Palmyra gefunden. Er wurde im Jahre 1705 von dem Engländer Darley gegen ein Gewehr eingetauscht, wobei diesem von dem arabischen Verkäufer die Versicherung gegeben wurde, daß das Pferd ein Abstammung jenes berühmten Stammes Hochland sei, der von den Arabern bis in die Zeiten Salomons zurückgeführt wird. Eine ähnliche Konzentration der Rasse auf wenige Stammbäume findet sich bei den Stuten. Wie der bekannte Rennblutbesitzer Dr. Arthur v. Weinberg ausgeführt hat, waren es ursprünglich etwa 52 Stuten, meist rein orientalische Abstammung, auf denen sich die Vollblüter aufbaute. Die größere Zahl ist in ihrer dieser weiblichen Nachkommenhaft ausgefloren, und heute stammt mehr als die Hälfte aller Vollblüter von fünf Stuten ab, während sich der Rest im wesentlichen auf etwa 12 andere verteilt. Auch hier zeigt sich also die Ercheinung phänomenaler Individuen, wenn auch nur selten einzelne Stuten einen so großen Einfluß ausüben konnten wie Hengste. Denn eine Stute bringt im besten Falle etwa 10 Fohlen, während ein Hengst bequem 20 Jahre hindurch jährlich 40 und mehr Stuten decken kann.

Das Vollblutpferd zeigt von allen Pferderassen die verhältnismäßig größte Leistungsfähigkeit. Es ist ungemein schnell. Während beispielsweise die Remonten der Kavallerie meist erst vierjährig angereitet werden, können bei Vollblutpferden schon die Jährlinge, im Herbst erst etwa 18 Monate alt, geritten werden und zweijährig bereits Rennen laufen. Denn vermag das Rennpferd im Verhältnis zu seinem Körpergewicht ungleich schwerere Lasten zu tragen und zu ziehen, als das Halbblut oder das falsche Pferd. Bei Distanzritten und Fahrten hält Pehs das Vollblutpferd am längsten aus. Die Anzahl ist also nicht weniger als begrenzender gewirkt. Schon vor hiezig Jahren hat der englische Major Admiral Ross beobachtet, daß seit dem Jahre 1700 die Durchschnittsgröße des Vollblutpferdes in je 25 Jahren um 2,5 Zentimeter, im ganzen von 140 Zentimeter auf 150 Zentimeter zugenommen hat. Sie ist jetzt noch höher; denn auch das Wassermaß nicht mehr so rasch fortgeschritten. Diese Beobachtung des Anstie-

gerütes ist aber nicht in allen Zeiten proportional erfolgt; vielmehr haben sich besonders diejenigen Teile ausgebildet, die für die Vorwärtsbewegung im Galopp von Wichtigkeit sind, wodurch denn auch, wie nachgewiesen ist, die Schnelligkeit der Pferde erheblich größer geworden ist. Zu den Eigentümlichkeiten im organischen Bau ist die meist anormale Größe des Herzmuskels zu rechnen. Auch die Struktur der Muskelfasern der Extremitäten ist abweichend von der anderer Pferde. Bei diesen Rasse-Eigentümlichkeiten handelt es sich zweifellos öfters um Eigenschaften des Urtypus, des arabischen Pferdes, das seinerseits den Stammbaum des arabischen Pferdes bildet, von dem, wie oben ausgeführt, der englische Vollblüter stammt.

Literatur.

Die Maringotte. Einen Frauenroman hat uns der Wohlth-Verlag (Berlin) mit Max Aralt's Maringotte geschenkt, expressionistisch neu in der Form, all im Inhalt, kein spezielles Problem der Frauenfrage berührend. Romanistik und Erotik erhebt auf in Sonne, Phantasie und südlicher Blut schwebenden internationalen Boden. Und doch ist das Buch gemäßigter als viele jetziger Werke — und das bedeutet einen großen Fortschritt.

Maringotte! Das wundervollste Umschlagbild sagt nichts darüber aus, daß Maringotte identisch ist mit dem Zigeunerwagen auf endloser Landstraße. Aber Gostana, die aus dem Proletariat Moskows stammende Tänzerin, deren Künste wohl heimlicher, glänzender, reißiger sind, kennt keine Maringotte, nur Auto und Gephyr, Augustabine und Weltandhotel. Sie acht kaum den Mann, bis sie doch schließlich das große Erlebnis des Weibes durch einen Sportsmann kennen lernt, der — nun ein Weib bündigt, das häufigen Leistungen widerstanden hat. Nun wird sie ganz Weib; was zurück liegt, war alles nur Zerium. Doch die Maringotte winkt, sie muß wieder tanzen. Jetzt biegt sie sich wieder zur Erde, ist „lächelnd bemagte Schwere“, ist weiblich-menschlich geworden — in Tanz. Ghenjo im Leben: Sie gibt sich allen Männern hin, einfach als Weib, erfüllt vom Sinn des Geschlechtes, das ewig empfangen muß. Und darüber wird sie müde, der Ekel umschlingt sie, bis sie einem von männlichem Willen gepredigten Evangelium folgt und ihre Kunst dem kleinen Volke gibt. „Ihr Name starb ab — und gearh sich neu aus einer Wurzel, die tief ins Gedächtnis des Landes geschlagen war.“ Soll sie wirklich damit ihrem Leben einen höheren Inhalt geben? Aralt überzeugt uns mit dem schwachen Schluß nicht.

Wie ihr Körper fortstrebt vom Boden, „den die Füße noch leise lieben.“ So strebt Aralt fort vom Boden des Alltagsgebrachten, Alltagsnennen, den er doch noch leise liebt, einfach weil er ohne ihn nicht auskommen kann. Das ist die vorhin erwähnte Mäßigung. Man muß sich erst in das Buch hineingelefen haben — es ist nicht ganz leicht, um jenen blendenden Glanz — Schönheit kann man ihn kaum nennen: — zu empfinden, der von Aralt's Sprache ausgeht. Die strenge expressionistische Konzentration ist häufig nur eine Scheinbare; Zerplitterung in Einzelheiten soll Willen schaffen. Das mühte länger, komplizierter gemacht werden — wenigstens von einem Expressionisten wie Aralt. Seelenlandschaften tropischen Glanzes, feistliche Beziehungen tonangebender Art mit scharf umrissenen, kurzen Worten dazwischen, gelingt noch nicht. Die erotische Gier, der Sprache wird vermisslich durch die Überfülle der Metaphern und Vergeleiche, wird zerrissen durch die Ungebräuchlichkeit des Stiles und dadurch verflüchtigt. — Durch den Telegrammstil kommt etwas Fallendes in das Buch hinein; wir empfinden dadurch greifbar deutlich die Saat im Leben dieser Frau, das Sprunghafte ihres Lebens. Ihre Umgebung ist stets in Nebel gehüllt, aus dem blauen Personen plätscht wie in Stein gemeißelt hervortreten. Keine langsame Wesenheit höchstens kurze, blickartige grelle Reflexionen, kein Anmalen, sondern ein stets wechselndes Spiel von Bildern, das unsere Phantasie nicht zur Ruhe kommen läßt. Und denn doch liegt etwas Schönlies, Sattes über dem ganzen Buch. Man hat die Empfindung einer rasenden, propellerdurchstörten Fahrt im Flugzeug durch Nebel, durch sturmgepeitschte Wolken, die ab und zu Blitze freilassen auf die Großstädte der Erde, die zylindrisch mit tausend Lichtern glänzen.

Aralt's Wollen im Inhalt und können in der Form sollen geüht werden. Geüht ist er, aber ein Evangelium hat er noch nicht geboten. C. G. Barnik.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung H. A. C. E. M. H. S. J. 68
Februar 1920.



30 antwortete er geringschätzig: „Na, weißt du, Dorfänger, das ist doch am Ende das wenigste! Nüchtern ist nicht so gefährlich, weil da meiste auf di oder fa endigt, und das kriegt man schon leicht raus. Wer sieht du, da im Kaukasus, da wohnen auch noch 'ne Masse andre Völker, die ein höllisches Stauberweisch sprechen. Zum Beispiel die Mingrelier, die sprechen Mingreilisch, und die Griziner, die sprechen Grizisch, und die in Tiflis sprechen meistens Tiflisch; und denn die Kosaken, Dorfänger, die haben ihre kostliche Sprache, aber meist reden sie gar nichts, und erst, wenn sie ein paar Talschilde gefressen haben, da werden sie munter und quatschen drauf los, daß einem Hören und Sehen vergeht. Die leben nämlich von Talschilfern, und das ist eine verfluchte Nation, Dorfänger: die haben da auch richtige Beiratsräthe, da spricht das Regiment aus der Erde, man glaubt es nicht, und in das Tauschen sie ihre Talschilde und machen Salat daraus. So solches Essen muß man sich erst gewöhnen, und dann sitzt man immer in der Angst, daß man mal erpöblert. Einem Feuer darf man gar nicht nahe kommen. Es liegt einem auch sehr im Magen...“

Hopfenstedt schürzte, daß sich die Ballen bogten. Das machte er immer so, wenn er von einer Feiße heimgekehrt war. Er erford dann die ungläublichsten Ausrufe und erzählte sie mit ruhiger Miene und treuherrigen Augen. Obwohl es in Tiflis schon sehr heiß gewesen war, schloß er, da es sich um Aufstieg handelte, die Kälte dennoch als grauhaft. Manchmal sei einem der Atem am Munde angefroren, und die Eisbären seien vor Hunger bis in die Stadt gekommen. Eine Tarantel hätte er gesehen, ein gräßliches Vieh mit zweihundertdreißigtausend Spinnweben, die hätte Froßbeulen gehabt. Er hatte wenigstens Humor bei seinen Schurereien; er war der reine Mithrasgötze.

Diese Geschichten oder gab er nur zum besten, wenn die Company nicht dabei waren, denn die führen ihn strads über den Mund und erschütterten seine Glaubwürdigkeit. Des Abends pflegte er sich in der Herrschaftliche einzunisten, weil die schwarze Fette sofort eine große Anziehungskraft auf ihn ausübte, und da war er denn auch immer gern gesehen, zumal er der Wassinn und den Mädchen ein paar hübsche Erinnerungen mitgebracht hatte.

Brechtling war sehr zufrieden mit ihm und verbat sich nur, daß er alle Augenblicke „nischow“ einfließen ließ; das einzelne russische Wort, das ihm geläufig war, von den so-eben-berühmten Säulen war unterdessen krank geworden; aber es handelte sich dabei nämlich nur um eine leichte Erkältung. Die Brustform in Brechtling'soh begann sich nun zu verwallen-schänken. Die Ställe füllten und die Koppeln belebten sich. Die bestellten Diamantfanten kamen Brechtling vorläufig allerdings noch ziemlich unbedeutend. Frau von Feldmann hatte ihm durch Anita ohne weiteres sagen lassen, sie wolle ihre eigene Palanquin mit der seinen vereinigen; sie benutzte seit Jahren japanische Seidenhühner zum Ausbrüten der Eier, da die Puten beim Hühner sehr leicht die junge Palanquinbrut erdrücken, und hatte gute Erfolge erzielt. Aber Brechtling dankte höflich für ein Komplimentgeschäft mit Ditheline. Dieser behalf er sich mit einer interimistischen Einrichtung, die er oben auf den Bergen unter den Birken anlegte.

Anita steckte den ganzen Tag über in den Koppeln. Unter den Ästen hatte sie bereits ihre besonderen Lieblinge. Die Pferdchen waren wie die Gassenjungen; es waren vierbeinige Gamins. Sie freundeten sich ohne viel Federlesens mit den Ketten aus Schottland an und tobten lustig in den Koppeln umher, fragten wie die Waisen und sühten sich zweifelloser sehr wohl.

Bei den Gärten war Anita auch wieder mit Falkenstein zusammengekommen. Ein paar Tage lang hatte er sie nur höflich gegrüßt, und sie hatte den Gruß ebenso erwidert. Da-mit schenkt sie ein wenig Anitas in Ober-Güterdorf. Und bei dieser Gelegenheit hatte sie Ditheline offenerherzig erzählt, welche Wirkung ihr Warnungswort vor Falkenstein gehabt hatte.

„Ich ärgerte mich,“ sagte sie; „das war die Hauptfache und war wohl auch mein Fehler. Ich hatte mir Ihre Mahnung zu sehr zu Herzen genommen — oder vielmehr in falscher Auslegung. Ich wollte mit Herrn Falkenstein abstimmen. Und deshalb kam ich ihm grob.“

„Und die Folge?“ fragte Ditheline.
„Daß ich mich abermals ärgere. Geradezu wütend. Nun stellt er den Versuchungen und spricht kein Wort mehr mit mir. Das langweilt mich, Ditheline. Herrgott, ich bin quasi auf ihn angewiesen! Will hat so viel mit seinem Viehzeug um tun, daß man selber nur selten einmal habhaft wird, und dann ist die Unterhaltung mit ihm gewöhnlich auch ziemlich einseitig. Er schaltet mehr, so in seiner Art, Sie kennen ihn ja, als daß er plätschernd plaudert. Und Tante Te, ich weiß

nicht, die ist seit einiger Zeit mechanisch geschäftig geworden. Sie plätschert in Sentimentalitäten und erzählt mir alle möglichen Geschichten von unglücklichen Ehen. Geschichten, die mich gar nichts angehen, aus den fünfziger Jahren... Ich habe mich an den Menschen, den Falkenstein, gewöhnt. Er steht mir beim Ausritt, er steht mir überall. Weiß Gott, Ditheline: er steht mir.“

„Schlammes Reichen, Anita.“
„Mein — scherzen Sie nicht. Sie wissen schon, wie ich es meine. Mein Herz spricht dabei nicht mit. Mein Herz schweigt noch immer. Mir steht nicht der Mann; mir steht der Gesellschaft.“

„Wehen Sie ihm ein gutes Wort und er wird wieder zu Averge frieden,“ sagte Ditheline.

„Das kam Anita nicht ganz leicht an. Aber sie überwand sich. Die kühl hüllte Art und Weise Falkenstein's hatte sie anfänglich ergrimm. Beim Gegenrücken spielte ein molantes Köcheln um ihre Lippen. Dann tat ihr der unnötige Janz wider leid. Der erste Blick Falkenstein's traf doch tiefere Seiten ihres Herzens. Die langen dunkeln Wimpern gaben seinem Auge melancholische Stimmung. Es lag auch etwas in seinem Blick, das sie zu Fragen reizte. Vor allen Dingen: sie langweilte sich ohne ihn.“

Als sie ihn eines Tages in der Koppel sah, wo er einen Dreifährigen an der Longe hatte, trat sie zu ihm heran und bot ihm die Hand.

„Grüß Gott, Herr Falkenstein.“
Er nahm die Longe in die Hand, ließ die Feiße ansetzen und verbeugte sich, die gereichte Hand nur flüchtig berührend. Aber er sprach dabei nicht.

„Wollen wir uns nicht wieder vertragen?“ fragte Anita mit heiterer Stimme und schaute ihm tief in die Augen.

Und dann sah sie zu ihrem Erkennen, daß eine glänzende Wötte sich über sein Gesicht ergoß. Er machte eine kurze, nervöse, seltsame Bewegung, die sich schwer deuten ließ. Seine Köpfele nach vorn, er hob rudertig die Arme, die Finger seiner Hände dann spreizend. Es schloß auch ein glänzendes Licht in seine Augen, aber die Lider fielen rasch herab und die Wimpern deckten den Blick, als wollten sie ihn verschließen.

Wieder verneigte er sich.
„Wie gnädiges Fräulein befehlen,“ entgegnete er. Sie blieb einen Augenblick stumm. Ihre Stirn faltete sich, die Kapselzüge zuckten.

„Das ist gar keine Antwort,“ sagte sie.
Er schaute schweigend vor sich nieder.

Da legte sie die Hände auf den Rücken und trat ganz nahe vor ihm hin. „Also wollen Sie nun wieder gut sein?“ fragte sie mit trauriger Stirnlinie.

„Ich bin es schon,“ erwiderte er kurz.
„Und mit mir anstreiten?“ fuhr sie fort. „Und mir vorlesen?“

„Nein,“ sagte er.
„Und warum nicht?“ rief sie. „Warum denn nicht, wenn wir uns wieder vertragen haben?“

„Weil ich nicht will.“
„Sein gleichmütiger Ton reizte sie noch mehr. Ihre Rippen wölben sich auf.“

(Fortsetzung folgt.)

Du kommst!

Enttäuscht! Und wieder eine Hoffnung genommen! Du findest im Glücke den Weg nicht zu mir — Mir bekümmertem Herzen drum sage ich dir: Du wirst dann in Sorgen zu mir kommen.

Dein Leben kann niemals ein glückliches werden, Solang' es auf meinen heißen Tränen schwimmt, Solang' es meinem Leben den Proßhinn nimmt, Bindest du selbst keinen Frieden auf Erden.

Und magst dich wohl mühen und härmen gar viel, Wirst doch immerdar armseelig verbleiben — Scheint auch das Glück deine Tage zu treiben — Mein heiliges Wort: Du kommst nicht aus Dies!

Und könntest es doch so leicht dir erzingen, Es leicht kannst du bannen mein schmerzliches Leid: Ein Wort nur, ein Liebes, von Zeit zu Zeit Wird Frieden und Ruhe uns beiden bringen.

Dann aber erst soll dir die Sonne scheinen, Dann wirst du in Wahrheit gesegnet sein. Keinen Tag, keine Stunde bist du allein, Und kein Mensch soll fürderhin um dich weinen.

G. B.

Am Meer.

Bon
Georg Bergh.

(Nachdruck verboten.)

Die Kapelle spielte eine Phantastie über „Das Meer erglänzte weit hinaus.“

Das war „zeitgemäß.“ Das Meer erglänzte wirklich und auch im Abendhimmel. Ein schönes, stimmungsvolles Bild. Aber man sah nicht im Einkamen Hühnerchen, sondern auf der Terrasse des Kurhauses — mehrere hundert Gäste.

„Es ist ja nicht mehr so toll hier wie in früheren Jahren,“ sagte ein Herr zu seiner Dame, die eine etwas hochmütige Miene zur Schau trug, „aber noch immer voll genug. Und das Publikum ist recht munter geworden. Wir hätten lieber in ein anderes Bad reisen sollen.“

„Das können wir ja noch tun.“
„Es will doch überlegt sein. An anderen Orten werden wir es gesellschaftlich auch nicht besser treffen und es könnte noch teurer sein.“

Ihr Bild mochte ihm, nicht so laut zu sprechen.
Am Nachbarrisch legte man sich keinen Umgang auf. Ein Wohlbeleibter Herr sagte dem breiten Lachen: „Ich könnte mich noch ausschütten, wenn ich mir die Gefährter vorstelle, als ich heute bei Tisch die Palle zu achtzig Emm bestellte. Da saßen sie mit ihrem Apfelsinen und Sektwasser und nippten daran, während wir unsere Fische austranken und noch 'ne zweite aufzählen ließen. So was reist ins Bad, um so lumbig zu leben!“

Alle, die an seinem Tische saßen, lachten, so daß eine ältere Dame, die sich weit entfernt davon ihren Platz hatte, müßwillig hinüber sah.

„Wenn die Leute doch nur beim Konzert etwas rücksichtsvoller sein möchten!“ sagte sie zu ihrer Nachbarin: „Alles ist bin nun schon dreimal auf dem Steueramt gewesen. Ich kann mich nicht in den vielen Steuern nicht zurechtfinden. Aber das weiß ich — meine letzte Badereise wird dich gewesen sein. Im nächsten Jahre werde ich mich sehr einschränken müssen.“

„Eben Sie nur die da drüben!“ sagte ihre zerfrennt zührende Begleiterin. „Da finden sich die Herzen!“ Sie kann sich noch so sehr heranzupfen, hüßiger wird sie dadurch nicht. Die Geldvermehrerin, die ihn vorgestellt hat, ist schon wieder abgewickelt. Die Eltern sind ganz und gar brooing, sonst würden sie sich doch nicht öffentlich mit der Dame gezeigt haben. Sie hatten keine Ahnung, daß die gebergsmäßige Gesellschaft in vielen Badegästen bekannt war. Aber eine große Wichtigtoll das junge Mädchen haben. Nun, er sieht so aus, als ob er's brauchen könnte!“

Der Hofkellner, der sonst das Geld mit seiner Würde eintrübt, zeichnete einen Gast, als dieser seine Fache heilig, durch eine leichte Verbeugung aus. Die Höhe des Trinkgeldes hatte ihn überführt, zumal der Spender einfach gekleidet war und wenig gepflegte Arbeitskleidung hatte.

„Du gibst immer zu viel Trinkgeld!“ meinte im Tone des Korridurs die neben dem noblen Gast stehende Frau.

„Ach, laß man, Mutter! Ich habe mir nun mal vorgenommen, acht Tage lang den Fahren zu machen. Reich's bloß feste oder fleben, gabeln wir früher ab. Dann wird ja wieder verdient. Ich werde im Afford schon ordentlich schuffen.“

In der Nähe ein Wortwechsel. Ein Herr tritt sich mit dem Kellner. „Mehr wie zehn Prozent Bedienungsgehd gebe ich nicht.“ Der Kellner bestand auf seiner Mehrforderung. Der Gast weigerte sich noch entschließener. Das Publikum wurde aufmerksam. Der Geschäftsführer kam und veranlaßte den „Ober“ zum Rückzug. Man wollte einen Skandal vermeiden.

Der Herr, der auf diese Weise Sieger gelieben war, las wieder in seinem Vordenblatt.

„Er ganzt sich immer mit mir um diese Kleinigkeit,“ sagte der Geschäftsführer zum Geschäftsführer. „Und ist doch ein zehnfacher Millionär!“

„Ja, reiche Leute sind oft am genauesten,“ erwiderte der Geschäftsführer achselzuckend.

Das Musikstück schloß mit zarten, eindrucksvollen Harmonien, es war auch recht gut vorgetragen worden. Aber nur wenige Hände rührten sich zum Beispiel.

„Das war wieder nichts für die verachteten Herrschaften,“ meinte der Musikdirektor zu seinem ersten Geiger. „Da, die nächste Nummer ist ein Operettenopfer, der wird ihnen mehr zugehen.“

„Er wußte nicht, daß er doch bankrotte Bühlerer gehabt hatte. Besonders ein junges Paar. Neubermähl. Zumletzt eine neue Traurine olanzten ihnen am Finger.“

„Wunderball!“ sagte die junge Frau mit schwermütigen Augen. „Es war immer mein Lieblingslied!“

„Dann kannst du es mir ja heute vorbringen!“
„So oft du willst. Und wir werden dann in unserem Stübchen an das Schöne hier zurückdenken.“

„Ach ja, im Hause erwartet uns nur ein Stübchen!“ seufzte er. „Es tut mir so leid beizulegen, daß wir uns vorläufig damit begnügen müssen. Diese unglückliche Wohnung!“
„Wir werden doch glücklich sein!“ sagte sie. „Es in einem Stübchen oder in zehn großen Stuben, wir werden uns immer lieb haben!“

Und unbekümmert um die Menschen rundherum schmiegte sie sich an ihn und heider Miße schweiften träumerisch über das leuchtende, schimmernde Leben, das verheißungsvoll in unbegrenzter Weite vor ihnen lag.

Der Stammvater des Vollbluts

Was man von Rennsport wissen muß.

Nach der durch den Krieg gebotenen Einschränkung nimmt der Rennsport überall wieder einen beschleunigten Aufschwung. Hochzeitliche Bahnen, auf denen in diesem Sommer wieder Rennen ab, und mit Ausnahme von Spitzbergen — das infolge der Berkekrant seine Rennen noch auf der Berliner Gumenoldbahn abhält — sowie von Baden-Baden sind alle großen deutschen Rennbahnen jetzt ihrer Bestimmung wieder gegeben. Mehr als je drängen sich heute die breiten Massen zum Turf, und der Anhang am Totalisator erreicht an jedem Renntag früher nicht gekannte Höhen. Aber wenn auch alle Welt heute zum Rennen geht und Flug von Pferden rehet — in Wahrheit haben nur die allerbesten Wettler und Rennbahnbesucher wirklich „Pferdeverstand.“

Denn der Rennsport ist nicht nur ein Vergnügen und eine Gelegenheit, mehr oder weniger viel Geld zu verdienen, er ist auch eine Wissenschaft, und diese ist, wie jedermann, der sich einmal etwas ernsthafter damit befaßt, bald merkt, keineswegs einfach. Es gibt über ihn eine gewaltige Literatur in mehreren Sprachen, namentlich im Englischen, und der Vollblutkäufer, der sich ernsthaft seiner Aufgabe widmet, muß in dieser Wissenschaft wohl beschlagen sein. Die große Masse dagegen kennt höchstens eine Anzahl Pferdenamen, Rennleistungen, und, wenn es noch kommt, ein paar berühmte Vaterpferde, und zerfällt des Hof der eigentlichen Kunst und Wissenschaft des Rennpferdes dagegen haben nur wenige eine klare Vorstellung.

Der Vollblüter, der allein als Rennpferd in Betracht kommt, repräsentiert den Adel im Pferdebereich, der auf seinen Stammbaum hohen kann, und der durch seine Leistung das edle Blut befeuert, das in seinen Adern rollt. Das Mutterland des Vollblutes ist England, das ja auch die Wiege des Pferdesports bildet. Über dieses englische Vollblutpferd, von dem die Rennpferde aller Länder abstammen, ist eine Anzahl von wissenschaftlichen herangezogen worden ist. Der Mensch ist dabei in gleicher Weise vorgegangen, wie die Natur. Denn wenn man sich das Pferd in wildem Zustand denkt, umgeben von rauen Raubtieren, so ist es klar, daß nur diejenigen Individuen in größerer Zahl am Leben überleben, die den Verfolgern dank ihrer Schnelligkeit und Ausdauer zu entfliehen vermögen, d. h. also: daß die Art auch bei rein natürlicher Auslese immer mehr den Typus des Rennpferdes annehmen wird. Trotzdem besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Wildpferd aus der Dsungarei, das als die Urfasse des Pferdes gilt, und dem heutigen Rennpferd. Aber der Mensch hat eben schon sehr früh die Nase lese der Natur befleugnet, und so kommt es, daß wir in den beiden genannten Typen ein Entwidlungsstadium überblicken können, wie es bei keinem anderen großen Tier möglich ist. Der Mensch hat hier der viel langsameren Natur ins Handwerk gefußt; aber in Wahrheit hat er keine Fußscharbeit geleistet, sondern er hat die morphologische Entwicklung beschleunigt und deren Ergebnis verfeinert.

Die Vollblutkäufer läßt sich bis ins alte Griechenland zurückführen. Wo bei den olympischen, hüßlichen, unemlichen und hüßlichen Spielen die Pferdereiten eine große Rolle spielten. Ebenso stand in Rom der Rennsport in hoher Achtung, besonders in der Kaiserzeit. Die ersten Rennen in England, von denen wir Kunde haben, hielt der römische Kaiser Severus, der in den Jahren von 208 bis 210 auf der Briteninsel weilte, mit importierten Pferden in York ab. Aber auch an zahlreichen anderen Orten gab es zur Zeit der römischen Okkupation ohne Zweifel Rennen mit orientalischen Pferden, so a. B. in Caeser, wo noch ein Teil

